

Wir sind alle Kinder des 8. Mai 1945

im Bundeskanzleramt am Ballhausplatz von Wien.

Sehr geehrte Damen und Herren,

Mit Blick auf das Europa der Nachkriegszeit stellte der große deutsche Philosoph Jürgen Habermas, der dieses Jahr verstorben ist, bekanntlich fest: „Wir sind alle Kinder des 8. Mai 1945.“

Mit „wir“ meinte er wahrscheinlich die Deutschen, ich meine die Europäer. Aber was bedeutet es, wenn wir sagen, wir sind „die Kinder des 8. Mai“? Wenn wir an den 8. Mai 1945 denken, stellen wir uns vor, dass euphorische Menschenmengen auf den Straßen das Kriegsende feierten. Doch in vielen europäischen Städten gab es keine Menschenmassen, sondern nur noch Trümmer. Alles lag in Schutt und Asche. Fast 80 Prozent des Wohnungsbestands in großen europäischen Hauptstädten wie Warschau und Berlin waren zerstört worden. Sechzig Millionen Europäer überlebten den Krieg nicht. Rund 55 Millionen Europäer erlebten das Ende des Krieges weit entfernt von dem Ort, an dem sie seinen Beginn miterlebt hatten.

Kurzum: Wir Europäer sind alle Kinder des 8. Mai, denn am 8. Mai 1945 existierte Europa nicht. Damals stellte Europa lediglich eine Möglichkeit dar.

Können wir uns wirklich vorstellen, was das Kriegsende für die Überlebenden bedeutete? Ich glaube nicht.

Marcel Reich-Ranicki, eine der einflussreichsten Persönlichkeiten der Literatur im Westdeutschland der Nachkriegszeit, der deutsche „Literaturpapst“, war ein 19-jähriger jüdischer Junge, als der Krieg ausbrach. Die meiste Zeit des Krieges verbrachte er im Warschauer Ghetto. In seinen Memoiren schrieb er rückblickend über diese Jahre: „Im Ghetto habe ich nie einen Roman zu lesen begonnen, weil ich Angst hatte, ich würde ihn nicht zu Ende lesen können.“

Für ihn bedeutete das Kriegsende wohl, dass er endlich wieder Romane lesen konnte. Doch was bedeutete es darüber hinaus?

Die Menschen waren erleichtert, dass der Krieg vorbei war, doch nur sehr wenige hatten eine Vorstellung davon, wie es weitergehen würde. Der Tod war gewichen, doch das Leben hatte noch nicht wieder begonnen. Das Kriegsende war von lähmender Ungewissheit geprägt.

Das Jahr 1945 war unser Jahr Null. Die Europäer erlebten es unterschiedlich, aber sie erlebten es als einen gemeinsamen Neuanfang. Der Krieg war vorbei. Hitler war tot. Doch was die meisten Menschen einte, war nicht das Gefühl, gesiegt, sondern verloren zu haben. Europa war am Boden zerstört, weil es zugelassen hatte, dass der Nationalsozialismus den Kontinent erobern konnte; weil die Rote Armee in Osteuropa über Nacht von einer Befreiungs- zu einer Besatzungsarmee geworden war.

In diesem Sinne bestand die größte Errungenschaft des 8. Mai darin, dass die Europäer den Mut fanden, sich eine Zukunft vorzustellen, die sich von der Gegenwart – und von der Vergangenheit – unterscheidet.

Wir können die Gegenwart nicht von der Vergangenheit loslösen. Aber ebenso wenig können wir die Vergangenheit von der Gegenwart lossagen.

Es war der Historiker Tony Judt, der darauf hinwies, dass wir in der Illusion, die Geschichte sei zu Ende, in den Jahrzehnten nach dem Kalten Krieg das Geschichtsstudium durch das Studium der Lehren, die wir aus der Geschichte ziehen können, ersetzt haben. Das 20. Jahrhundert sei zu einem „Ort moralischer Erinnerung: einem historischen Horrorkabinett“ geworden. Wir sagen „München“ und glauben, wir wüssten, wie man einen Diktator aufhält. Wir sagen: „Nie wieder“ und glauben, dass ein Genozid nie wieder möglich sein wird. Heute wissen wir, dass das nicht stimmt.

Doch die Vergangenheit zu verstehen, bedeutet nicht, über sie zu urteilen. Es geht auch nicht einfach darum, sich an Geschehenes zu erinnern. Es bedeutet, zu verstehen, warum sich Dinge ereignet haben, und uns zu fragen, was wir anders hätten machen können, um die Katastrophe abzuwenden. Wie der in Wien geborene Historiker Eric Hobsbawm schrieb: „Man kann die Zwischenkriegszeit nicht verstehen, wenn man nicht versteht, warum die begabtesten jungen Menschen entweder Kommunisten oder Faschisten waren.“

Begreifen wir das heute? Verstehen wir, warum idealistische junge Menschen sich erneut von extremistischen Parteien und Ideologien angezogen fühlen? Könnten wir zu Gesellschaften werden, die ihre Vorfahren nicht mehr verstehen – und daher auch ihre Kinder nicht verstehen können? Radikalisiert sich die junge Generation, weil sie sich nicht mit der Vergangenheit beschäftigt, oder weil wir es verabsäumen, ihr eine Zukunftsvision zu bieten, die sie inspiriert?

In den 1960er und 1970er Jahren fragte sich eine ganze Generation junger Europäer: Was hätte ich getan, wenn ich 1933 ein 20-jähriger Deutscher gewesen wäre? Oder im Jahr 1945 ein 20-jähriger Pole? Stellen sich junge Menschen heute noch diese Fragen? Oder sind diese Fragen so alt, dass wir die richtigen Antworten vergessen haben?

Kann es sein, dass unser Versagen, uns an die Vergangenheit zu erinnern, und unser Versagen, uns eine Zukunft vorzustellen, die sich von der Gegenwart unterscheidet, den Kern unserer heutigen Probleme bildet?

Tony Judt gab seiner meisterhaften Geschichte Europas seit 1945 den Titel *Postwar*, nicht nur, um zu zeigen, dass das europäische Projekt von den Erinnerungen und dem Erbe des Zweiten Weltkriegs geprägt war, sondern auch, um zu verdeutlichen, dass Europas größte Errungenschaft darin bestand, einen weiteren großen europäischen Krieg undenkbar zu machen.

Dieses Europa – das Europa der Nachkriegszeit – wurde unter den Trümmern der von Putin bombardierten ukrainischen Städte begraben.

Wir befinden uns nicht mehr in einer Zeit nach dem Krieg; in vielen Teilen Europas leben die Menschen zunehmend in Angst vor dem Krieg. Die historische Epoche, die mit der friedlichen Wiedervereinigung Deutschlands begann, endete mit dem gewaltsamen Versuch des Kremls, die Ukraine zu annektieren. Es ist nicht mehr gesagt, dass diejenigen, die einen Krieg beginnen, dies später bereuen werden.

Krieg undenkbar zu machen, war Europas größte Errungenschaft. Mittlerweile ist dies seine gravierendste Schwachstelle.

Heute wissen wir, wie zerbrechlich unsere Welt; wie zerbrechlich unsere Demokratie ist.

In der Fernsehserie „M: The Son of a Century“ wird Mussolini gezeigt, wie er sich für die Demokratie ausspricht. In seinen Worten: „Die Demokratie gewährt viele Freiheiten, darunter auch die Freiheit, sie zu zerstören.“ Das sollten wir uns vor Augen halten.

Aber wir sollten der Versuchung widerstehen, jeden Kritiker der heutigen Politik als Mussolini abzustempeln. Die Verteidigung der Demokratie ist etwas anderes als die Verteidigung des Status quo. Meiner Ansicht nach verteidigen wir die Demokratie am besten, indem wir versuchen, sie zu reformieren, und nicht einfach, indem wir Kritiker als Feinde brandmarken.

Wir haben gelernt, wie zerbrechlich unser Frieden ist. Wir wissen nun, dass die Grenze zwischen Krieg und Frieden die am wenigsten bewachte Grenze der Welt ist. Wir wissen auch, dass Krieg für uns undenkbar war, nicht aber für jene Ex-Jugoslawen, die in den 1990er Jahren nach Österreich kamen, oder für die Syrer oder die Ukrainer, die nach 2014 aus dem Donbass zu uns kamen. Wir hätten uns vielleicht mehr mit ihnen auseinandersetzen sollen.

Mittlerweile wissen wir, dass wirtschaftliche Verflechtungen allein nicht ausreichen, um Frieden zu sichern. Der Kauf von russischem Gas war nicht genug, um Putin davon abzuhalten, in die Ukraine einzumarschieren.

Heute wissen wir, dass wir uns geirrt haben, als wir glaubten, militärische Macht spiele keine Rolle mehr. Militärische Macht spielt nur dann keine Rolle, wenn man sie besitzt.

Es gibt in der Geschichte keinen Präzedenzfall dafür, dass eine so wohlhabende und mächtige Einheit wie die Europäische Union unfähig ist, sich selbst zu verteidigen, und stattdessen gezwungen ist, sich vollständig auf andere zu verlassen. In der modernen Welt kann man so einiges an andere auslagern, wir sollten das aber nicht tun, wenn es um Fragen der Verteidigung oder die Bildung unserer Kinder geht. Europa kann seine Sicherheit nicht dauerhaft an die Vereinigten Staaten auslagern.

Europa verdankt Amerika viel. Das Westeuropa der Nachkriegszeit war in vielerlei Hinsicht ein amerikanisches Projekt. Die Welt nach dem Kalten Krieg war ein Werk der USA. Doch die Welt verändert sich. Ebenso wie Amerika. Europa sollte in der Lage sein, sich um seine eigenen Belange zu kümmern. Das Schwelgen in Nostalgie für die Welt von gestern ist eine schlechte Zukunftsstrategie.

Nach dem Ersten Weltkrieg herrschte in Europa Verunsicherung. Um sich gegen Deutschland zu wappnen, bauten die Franzosen die Maginot-Linie – ein weitläufiges Verteidigungssystem entlang der französischen Grenze zu Deutschland. Im Jahr 1940 umging Deutschland diese schlicht, marschierte über Belgien, die Niederlande und Luxemburg ein und besiegte Frankreich innerhalb von nur sechs Wochen.

Der fast mystische Glaube der französischen Elite an die Unüberwindbarkeit der Maginot-Linie war einer der Gründe für die vernichtende Niederlage des Landes im Jahr 1940. Wie der Historiker William L. Shirer sagte: „Die Franzosen setzten ihr ganzes Vertrauen in diese Befestigungslinie, die letztlich eher eine psychologische Stütze als ein strategischer Vorteil war.“

Angesichts des Zerfalls der europäischen Ordnung nach dem Kalten Krieg und der realen Gefahr einer Schwächung des transatlantischen Bündnisses muss man sich fragen, ob Historiker in Zukunft zu dem Schluss kommen werden, dass das Vertrauen Europas in die NATO zu seiner mentalen Maginot-Linie wurde – zu einer psychologischen Krücke, die ein falsches Gefühl der Sicherheit schuf und Europa daran hinderte, sich auf existenzielle Herausforderungen vorzubereiten. Auch wenn ich fest davon überzeugt bin,

dass die NATO für die Verteidigung Europas von zentraler Bedeutung ist, will ich nicht, dass Europa seiner mangelnden Vorstellungskraft zum Opfer fällt.

Die Aufstockung der Verteidigungsbudgets ist ein notwendiger Schritt auf dem Weg zu einem souveränen Europa – doch das allein wird nicht ausreichen. Mit Budgets allein lassen sich keine Kriege führen.

Es wird oft gesagt, dass die Bedrohungen, denen wir uns heute gegenübersehen, Europa einen. In gewisser Weise stimmt das. Aber sie spalten Europa auch. Die Europäer mögen ihre Träume teilen, doch ihre Albträume sind zutiefst national – geprägt von der jeweiligen Geografie und Geschichte. Die Geister, die verschiedene europäische Nationen heimsuchen, sind nicht gleicher Gestalt.

Als der Krieg in der Ukraine begann, gaben Westeuropäer in Umfragen an, dass das, was sie am meisten fürchten, ein Atomkrieg ist; Osteuropäer hingegen eine Okkupation.

Man beachte diese Differenz. Sie ist bedeutsam.

Man kann die Gegenwart nicht von der Vergangenheit loslösen.

Russlands Krieg gegen die Ukraine hat nicht nur Städte und Straßen zerstört, sondern auch die moralische und intellektuelle Infrastruktur der europäischen Nachkriegsgesellschaften. Er hat unser kollektives Erinnern an den Krieg erschüttert. Wir wissen nicht mehr, wie wir über den Zweiten Weltkrieg sprechen sollen. Wie sollen wir über den historischen Beitrag der Roten Armee zur Befreiung Europas vom Nationalsozialismus sprechen, während russische Raketen ukrainische Städte zerstören?

Wladimir Putin wirft den Europäern oft vor vergessen zu haben, was die Rote Armee für sie getan hat. Das tun wir nicht, und wir sollten niemals vergessen, was die Rote Armee während des Zweiten Weltkriegs geleistet hat. Ebenso wenig sollten wir die Tatsache vergessen, dass fast 27 Millionen Sowjetbürger starben, um zu verhindern, dass Kiew und Charkiw erneut bombardiert werden. Und heute ist es Putin, der sie bombardiert.

Doch Putins Krieg gegen die Ukraine sollte uns nicht davon abhalten, ein anderes Russland zu imaginieren. Bertolt Brecht hat den berühmten Satz geprägt: „Unglücklich das Land, das Helden nötig hat.“

Meiner Ansicht nach sind jene Länder unglücklich, die einen Feind benötigen, um zu wissen, wer sie sind. Europa ist nicht einfach das Gegenteil von Russland, und sollte es auch nicht sein.

Wir können die Vergangenheit nicht von der Gegenwart loslösen.

Dies gilt für Russland. Und es gilt auch für Israel.

Junge Menschen, die heute vom Holocaust lesen, sehen auf ihren Bildschirmen gleichzeitig das Leid der Kinder in Gaza. Verändert der Krieg im Nahen Osten ihr Verständnis von Geschichte? Ich glaube, ja.

Sollte uns die Tragödie des Holocaust davon abhalten, Israel zu kritisieren? Meiner Ansicht nach nicht.

Sollten Israels Handlungen jemals als Vorwand dienen, um den zunehmenden Antisemitismus zu tolerieren? Keinesfalls.

„Zwei Nationen tauchten – bildlich gesprochen – aus der Asche von Auschwitz auf“, schrieb der verstorbene israelische Philosoph Yehuda Elkana, selbst ein Holocaust-Überlebender: „eine Minderheit,

die erklärt, ‚dies darf nie wieder geschehen‘ und eine angsterfüllte und verfolgte Mehrheit, die erklärt, ‚Dies darf *uns* nie wieder geschehen‘.

Wir sollten uns auf der Seite der Minderheit stellen.

Psychologen definieren Resilienz als die Fähigkeit, angesichts von Widrigkeiten, Traumata und Tragödien Anpassungsfähigkeit zu zeigen. Wie resilient sind wir, die Kinder und Enkelkinder des 8. Mai 1945?

Resilienz hat viele Facetten. Aber sie ist kein staatliches Programm, sondern zeigt sich vor allem im Mut, auch in schweren Zeiten an der Hoffnung festzuhalten.

Ist es nicht genau das, was den Europäern vor 81 Jahren gelungen ist?

„Hoffnung ist definitiv nicht dasselbe wie Optimismus“, schrieb Václav Havel. „Hoffnung ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat, egal wie es ausgeht. Diese Hoffnung alleine ist es, die uns die Kraft gibt zu leben und immer wieder Neues zu wagen.“

Meiner Ansicht nach hat Havel Recht. Er war wahrlich ein Kind des 8. Mai.